

## Kurt Drawert

---

Kurt Drawert, geboren am 15.3.1956 in Hennigsdorf (Brandenburg); Kindheit in Borgsdorf und Hohen-Neuendorf bei Berlin; 1967 Umzug nach Dresden. Schwierige Kindheit und Jugend als nonkonformer Sohn eines „hoch beamteten“ Vaters. Ausbildung zum Facharbeiter für Elektronik, später Abitur auf der Abendschule. Hilfsarbeiter u.a. in einer Bäckerei und bei der Post; wichtig die Stelle als Hilfsbibliothekar bei der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden (wo er durch Lektüren den Grundstock seiner literarisch-philosophischen Ausrichtung legen konnte); später Arbeit in einem Jugendclub. 1982–1985 Studium am Institut für Literatur in Leipzig, wodurch er aus der Position des Hilfsarbeiters herauskam. Seit 1986 freier Autor.

1993 Umzug nach Osterholz-Scharmbeck bei Bremen. 1995/96 Aufenthalt in Rom. Aufenthalte in Bordeaux, Reisen nach Brasilien, Australien, Polen, Russland. Übersetzungen aus dem Russischen, Literaturkritik, Arbeiten für den Rundfunk. Kurt Drawert lebt seit 1996 in Darmstadt, ist verheiratet und hat zwei Kinder. 2018 lebte er als Stadtschreiber in Dresden. Drawert ist Mitglied im PEN-Zentrum der Bundesrepublik Deutschland.

---

\* 15. März 1956

---

von Elsbeth Pulver und Alexander Mionskowski

---

## Preise

Preise: Leonce-und-Lena-Preis (1989); Förderpreis der Jürgen-Ponto-Stiftung (1991); Lyrikpreis Meran und Stadtschreiber von Meran (1993); Ingeborg-Bachmann-Preis (1993); Uwe-Johnson-Preis (1994); Zusatzpreis zum Christine-Lavant-Preis (1995); Villa-Massimo-Stipendium (1995/96); Nikolaus-Lenau-Preis (1997); Arno-Schmidt-Stipendium (2000/2001); Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung Weimar (2001); Rainer-Malkowski-Preis (2008); Werner-Bergengruen-Preis (2013); Robert-Gernhardt-Preis (2014, mit Ulrike Syha); Lessing-Preis des Freistaates Sachsen (2017); Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis (2020); Walter-Kempowski-Preis für biografische Literatur (2021); Italo-Svevo-Preis (2023).

---

## Essay

„Meine Freunde im Osten / verstehe ich / nicht mehr, im Landstrich / zwischen Hamme und Weser // kenne ich keinen. / Gelegentlich grüßt mich / der taubstumme Bauer / von gegenüber“. Diese Verse intonieren unter dem harmlosen Titel „Ortswechsel“ (in „Haus ohne Menschen“, 1993) ein Grundmotiv im Werk Kurt Drawerts. Die Erfahrung von Fremdsein und Fremdbleiben, eine nicht nur stimmungs- und situationsbedingte Einsamkeit zieht sich von den ersten, noch in der DDR entstandenen Gedichten bis zur späten Reiseprosa. Dass das Motiv in der deutschen Literatur eine lange Tradition hat, mindert dessen Bedeutung in diesem besonderen Werk nicht, im Gegenteil; manchmal glaubt man bei der Lektüre das „Fremd bin ich eingezogen“ aus Schuberts „Winterreise“ zu hören. Aber Drawert ist kein

verkappter Romantiker, sicher nicht einer der sentimental Sorten. Der Elegion, der, mehr oder minder deutlich und oft in ironischer Färbung sein lyrisches Werk durchzieht, ist nicht nur Ausdruck einer privaten Befindlichkeit, sondern der Erfahrung eines geschichtlichen Wechsels, von einer Gesellschaftsform zur anderen und also auch von einer Fremde in die andere. Drawert ist gewiss nicht der einzige DDR-Autor, der sich in keiner der beiden Gesellschaftsformen beheimatet fühlte und fühlt („Nirgendwo bin ich angekommen. Nirgendwo war ich zu Haus“, heißt es, ungewohnt lapidar im Gedicht „Ortswechsel“); aber nur wenige haben dies so scharf und illusionslos formuliert und nicht nur formuliert, sondern reflektiert und in geschichtliche Dimensionen erweitert, wie er. Im wiederholten „Nirgendwo“ des Zitats deutet sich bereits die Radikalisierung und Erweiterung des Motivs an, zu jener Entfremdung, die im Verlust des Konkreten schlechthin besteht, wie sie die zunehmende Abstraktion des Denkens und die Verführungen durch die virtuelle Welt mit sich bringen. Diesen Formen der Entfremdung war Drawert durch seine Neigung zu Philosophie und Theoriebildung vor allem in den Anfängen seines Schaffens besonders stark ausgesetzt; entsprechend groß ist sein Bedürfnis nach einem Gegengewicht, nach der Konkretisierung des Gedanklichen im Bild. Eine Annäherung, eine Art Versöhnung zwischen den beiden Polen seiner Begabung zeigt sich in seinen späteren Texten, in den Gedichten so gut wie in seinem umfangreichen essayistischen Werk, nicht zuletzt in seinen überraschenden Reisetexten.

Das Gedicht „Sisyphos“ in „Wo es war“ (1996) fasst die hier beschriebene Entfremdung in eine allgemein vertraute, auf interessante Weise neu gedeutete mythische Figur. Der in der Unterwelt zum endlosen Wälzen eines Felsblocks verdamnte Sisyphos wird unerwartet erlöst: Der Stein wird ihm weggenommen. Aber statt Erleichterung fühlt er nichts als Leere: „Seit seinem Freispruch / dümpelt er trüb vor sich hin // und stiert in die Leere / zwischen den Händen. // Wieder und wieder.“

Als dieses Gedicht 1996 erschien, wurde es (die Rezensionen zeigen es) in erster Linie als eine Metapher für die Folgen des Zusammenbruchs der DDR gelesen, der viele ihrer Bewohner von einer ungeliebten Arbeit erlöste – und anschließend einem zur Untätigkeit verdamnten Leben auslieferte. Das entsprach aber durchaus nicht den Intentionen des Autors. Das Bild zielt unverkennbar auf den modernen Menschen schlechthin, dem in der technisch herstellbaren Scheinwirklichkeit das Konkrete – und die Verbindlichkeit des Konkreten – zunehmend abhanden kommt, und formuliert damit ein Grundthema Drawerts, das vor allem in seinem nach der „Wende“ entstandenen Werk, in der Lyrik wie in der Prosa, immer wieder variiert wird.

In seiner DDR-Zeit stand Drawert von Anfang an im Abseits, ja auf verlorenem Posten. Das ist nicht selbstverständlich. Als Sohn eines „hoch beamteten Vaters“ hätte er es leichter haben können, wäre er nur zur Anpassung willens und fähig gewesen. Er war es nicht, er war – so beschreibt er es in „Spiegelland“ (1992), seinem äußerlich am meisten autobiografisch geprägten Werk – ein Dissident und Verweigerer von Anfang an. Ein Studium war ihm verwehrt; in Hilfsjobs beschäftigt, erlebte er, dass er fremd blieb auch unter denen, die eigentlich sein Los teilten, aber mit ihren Frustrationen anders, weniger intellektuell umgingen als er. Das Lesen und später das Schreiben waren seine Rettung, auch indem es ihm den Zugang zum Leipziger Institut für Literatur ermöglichte. Drawert war über 30, als seine ersten Gedichte

erschienen: unter dem Titel „Zweite Inventur“ (1987) im Osten, und später, kurz vor der Wende, als „Privateigentum“ (1989) im Westen. Dieser zweite Titel hätte trotz der darin fühlbaren Ironie in der DDR schwerwiegende Sanktionen hervorrufen müssen, wäre der Staat nicht bereits dem Ende nahe gewesen. (Peter Huchel, man erinnert sich, war in den sechziger Jahren mit dem Vorwurf, seine Arbeit für „Sinn und Form“ stelle lediglich „seine Privatleistung“ dar, entlassen und kaltgestellt worden.) Was Drawert mit seinem Titel meint, wird im zentralen Gedicht des Bandes deutlich, in der Günter Eich gewidmeten „Zweiten Inventur“. Es bezieht sich nicht nur durch die Anspielung des Titels auf Eichs berühmtes Gedicht „Inventur“, die wortkarg-prägnante Bestandsaufnahme dessen, was am Ende des Zweiten Weltkriegs dem Heimkehrer übrig geblieben war: „Konservenbüchse: Mein Teller, mein Becher / ich hab in das Weißblech / den Namen geritzt“. Eine Notation wird da evoziert, die, zusammen mit der Bleistiftmine und dem Notizbuch, Voraussetzung des Schreibens sein kann. Die Paraphrase, die Drawert zu diesem Jahrhundertgedicht wagt („Ein Tisch. / Ein Stuhl. / Ein Karton für altes Papier, Abfälle, / leere Zigarettenschachteln, / Briefe, / die keiner Antwort bedürfen“), führt nicht in eine Welt der äußeren Not, sondern des hier nicht genannten, aber vorausgesetzten ideologischen Drucks, der die Abgrenzung eines geistigen Privateigentums umso dringender machte. Zeichen des Widerstands sind auch die dem Band vorangestellten Motti von Autoren wie Foucault und Mallarmé, beides Provokationen für die literarische Nomenklatura der DDR. Der Bezug auf die Tradition, in Zitaten, Namen und Formen, ist für Drawert offensichtlich eine Notwendigkeit; gerade in der DDR-Zeit brauchte er die Erinnerung an eine Überlieferung, die älter war als die DDR-Kultur, älter und anders: um sich seiner selbst und seiner Verwurzelung in einer für ihn verbindlichen geistigen Welt und zugleich der Möglichkeiten der Moderne zu vergewissern. Als Garant für beides steht bei Drawert auch der Name Karl Krolow.

Gedichte aus dem Band „Privateigentum“ hatten Drawert kurz vor der Wende den Leonce-und-Lena-Preis eingebracht. Seine nächste Veröffentlichung aber war, für manche überraschend, ein Prosatext, der essayistische Roman „Spiegelland. Ein deutscher Monolog“ – der alles andere ist als ein Lob der neu gewonnenen Freiheit. Die DDR wurde für den Autor eine innere Heimsuchung, als sie schon nicht mehr bestand; die Erfahrungen seiner Kindheit mussten im Nachhinein und unter gelockertem Druck verarbeitet werden. In „Spiegelland“ gräbt der Schreibende sich in seine Vergangenheit hinein, so hartnäckig, wie das in den Gedichten, die noch während der DDR-Zeit entstanden, nie geschah, nicht geschehen konnte. Die Prosa eröffnet für Drawert offenbar andere Möglichkeiten als die Lyrik, hier kann er Erfahrungen ohne Schutz durch die strengere Form des Gedichts und also desto radikaler formulieren. Es ist auch später immer wieder die Prosa, die ihm erlaubt, eine Geschichte bis in ihre schlimmstmögliche Wendung hinaus zu erzählen. Das hat Rezensenten dazu verführt, gerade die ersten Prosatexte (neben „Spiegelland“ vor allem „Haus ohne Menschen“), als Lebensdokumente zu verstehen, die durch ihre Authentizität erschüttern. Aber gerade in „Spiegelland“, wo die eigene Biografie stärker als sonst in den Text dringt, sind die Zeichen der Verfremdung deutlich gesetzt; Drawerts Prosa ist keine unmittelbare, sondern eine artistische, bewusst gesetzte, ist nicht einfach Spiegel der Erfahrung, sondern umgekehrt: Die DDR wird als Spiegel oder Konkretisierung ihres Sprachgebrauchs demaskiert. So hat es Hubert Winkels formuliert, der diesem Buch eine gründliche Kritik widmete: „Spiegelland“ sei das erste DDR-Buch,

welches das DDR-Trauma als ein Sprachtrauma begreife. Der Satz gilt nach wie vor. Wie wohl kein anderer Autor hat Drawert die verordnete Sprache als Angriff auf das Innerste und Verletzlichste des Menschen begriffen. Deshalb sind die kritischen Bemerkungen, die Winkels seiner Diagnose beifügt, zum großen Teil unbegründet: Man kann einem Autor, der die Sprache als politisches Machtinstrument demaskiert, nicht vorwerfen, dass er die Erzählung mit Reflexion und Analyse durchsetzt.

Der Roman kann als Kindheitsroman, auch als Familienroman gelesen werden. Aber Drawert erzählt nicht nur, er reflektiert gleichzeitig die zentralen Elemente der Geschichte, indem er sie um- und umwendet und damit der Selbstverständlichkeit des Erzählens entzieht. Die überaus genau wiedergegebenen Einzelheiten, Sätze, Wörter, Bilder stellen – andersherum gesehen – die Fixpunkte dar, welche die Analyse im Konkreten verwurzeln. Drawert, der in seiner frühen Lyrik zum Lakonismus neigte, überlässt sich hier einem gewaltigen Sprachstrom, der an Thomas Bernhard erinnert – was in Rezensionen allgemein, teilweise kritisch vermerkt wurde und vom Autor auch nicht verborgen oder geleugnet wird. Denn nicht Abhängigkeit bezeugen die Bernhard-Anklänge, sie sind vielmehr Elemente der Verfremdung, die den autobiografischen Charakter brechen und verhindern, dass das erzählende Ich mit dem Autor gleichgesetzt wird.

Drawert beschreibt in „Spiegelland“ das unheimliche Verstummen eines sprachfähigen, ja in familiären „Lesewettbewerben“ mit seiner Sprachkompetenz bereits brillierenden Kindes – und das Unverständnis der Erwachsenen, die auf diesen Vorgang nur mit Strafe reagieren können. Da findet ein unerbittlicher Kampf zwischen Vater und Sohn statt, in dem es keine Versöhnung gibt. Die Mechanismen der Familie decken sich punktgenau mit denen der Gesellschaft. Dass väterliche und staatliche Macht deckungsgleich zusammenfallen, das erst macht die Situation des Kindes ausweglos (und unterscheidet sie von der eines im Westen aufwachsenden Jugendlichen). Sein Verstummen und Schweigen – ein unbewusster Akt der Verweigerung – wird aber schließlich zur Rettung, das Dunkel des Kellers, in den das Kind strafweise verbannt wird („zu den Mäusen“), wird von ihm geradezu als Glück erlebt.

„Spiegelland“ ist der eindruckliche Auftakt zu einer Reihe von gleichrangigen Prosatexten, die Drawert in den frühen neunziger Jahren schrieb und die ihren Platz neben seiner Lyrik, auch der späteren, behaupten. Am erfolgreichsten von ihnen wurde die raffiniert gebaute, irritierende und verstörende Prosa „Haus ohne Menschen“ (die 1993 mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnet wurde): ein Text, so der Autor, „über Auflösung und Zerfall am Beispiel einer Person, die mit den Dingen ihrer Wohnung und der Verfallenheit des Hauses dieser Wohnung gleichsam mitverfällt“. Die eigene Wohnung, die der Autor bei einer vorübergehenden Rückkehr nur noch als Ansammlung von Staub und Dreck wieder findet, wird zur Chiffre für das nicht mehr „brauchbare“ Land; der Text als Ganzes stellt eine umfassende Anklage gegen den Staat dar, der die Häuser zerfallen, das Land veröden, die Flüsse verschmutzen ließ.

Dass Drawert seine Prosatexte inhaltlich in die schlimmstmögliche Wendung und formal in eine extreme Stilisierung hineintreibt, das zeigt sich in unwiederholbarer Zuspitzung in jenem Prosastück, das als Überschrift nur das

Wort „Text“ (in „Revolten des Körpers“, 1995) trägt – als wäre jeder charakterisierende Zusatz ein Verrat am Thema. Es ist ein Prosastück, zu dem es nichts Vergleichbares gibt, und dies, obgleich es darin um ein bekanntes, ja verhängnisvoll abgenutztes Thema geht: um Auschwitz – und die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, den Ort und das, wofür er steht, überhaupt in Sprache zu fassen, ohne ihn – wie Drawert sagt – zu einem bloßen Objekt zu degradieren und seiner verstörenden Realität zu berauben. In das Museum Auschwitz geriet Drawert durch Zufall und ohne jede Absicht, weil er, auf einer Reise im Osten, den polnischen Namen (Oświęcim), den er auf einer Wegtafel las, nicht verstand. In einer Arbeit, die sich über drei Jahre erstreckte, hat er alles getan, um fühlbar zu machen, dass es für den Holocaust keine adäquate, schon gar nicht eine museale Darstellung, im tiefsten keine Sprache gibt, obgleich – ein unaufhebbares Paradox – das Thema der Sprache bedarf, um gegenwärtig zu bleiben. In Form eines Artefakts, das doch keinerlei Brillanz aufweist, mit literarischen Assoziationen, philosophischen Reflexionen der kompliziertesten Art, nimmt der Autor den Ort erzählend aus der Erzählbarkeit. Kritisiert werden hierbei besonders auch die Tendenzen der (publizistischen) Vermarktung des Grauens.

Weniger spektakulär, aber nicht weniger bedeutend ist das mit einem betont beiläufigen Titel versehene Prosastück „Am Abend des nächsten Tages“.

Auf den ersten Blick ist es „nur“ das Porträt einer Beziehung zwischen dem Ich-Erzähler und einem Freund, der ein großartiger Leser war; eine Hommage für einen einzigartigen, nach schwerer Krankheit verstorbenen Menschen. Aber es geht dabei um Grundsätzlicheres, es geht letztlich um die geheimnisvolle Zusammengehörigkeit von Dichter und Leser in einer zunehmend von Leere und Sinnlosigkeit bedrohten Zeit. Der Text hat mit dem für Drawerts Poetologie wichtigen Satz von Sartre zu tun, der als Antwort auf die Sinnkrise gelesen werden kann: „Wenn die Literatur nicht alles ist, ist sie die Mühe nicht wert.“ Aber der Text ist mehr als eine erzählende Interpretation dieses Satzes. Schon todkrank, ja in unmittelbarer Todesnähe, hat Wolfgang, der Freund des Ich-Erzählers, den Glauben an die Literatur doch bewahrt; er ist einer, der von ihr „alles“ erwartet, die Rettung aus der Sinnlosigkeit, und er richtet seine Erwartung vor allem auf das Werk seines Freundes. Dieser dagegen hat zwar nicht aufgehört, einen hohen Anspruch an die Literatur zu stellen, wohl aber kommt ihm mehr und mehr der Glaube abhanden, dass er den Anspruch erfüllen kann, ja dass dieser sich überhaupt erfüllen lasse. Die beiden Männer spüren gleichermaßen die allgemeine Sinnleere und den absoluten Anspruch, der sich gerade daraus an die Kunst ergibt: Dabei ist Wolfgang, dieser exzeptionelle Leser, dem Autor an Bildung und vielleicht sogar an literarischem Gespür überlegen, aber nur der Autor verfügt über die Gabe des Schreibens. Dass der Leser der Zwilling des Autors ist, dieser Satz Hilde Domins wird hier auf eine tragische Art konkret: Der Tod des Lesers Wolfgang, von dem der Ich-Erzähler am „Abend des nächsten Tages“ erfährt, dürfte auch dessen Schreiben ein Ende setzen.

Erst nach einer verhältnismäßig langen Pause, 1996, erschien der nächste Gedichtband „Wo es war“, ein paar Jahre später gefolgt von „Frühjahrskollektion“ (2002). In beiden verleugnet Drawert seine lyrischen Anfänge nicht: die strenge Disziplin, den tiefen, oft lastenden Ernst, das Spiel mit der Tradition, das mehr als ein Spiel ist, die Neigung zum Rollengedicht, den Einbau erzählender Elemente und nicht zuletzt die Ironie, die den Texten

eine oft bittere Leichtigkeit gibt. Und doch sind diese beiden Bände etwas anderes und mehr als nur eine Fortsetzung der Anfänge. In den späten neunziger Jahren konnte es für einen so geschichtsbewussten Autor wie Drawert nicht mehr darum gehen, den Raum dichterischer Arbeit und geistiger Autonomie als „Privateigentum“ gegen das Kollektiv abzugrenzen. Die neuen Gedichte bewegen sich in einem größeren Raum; das lyrische Ich ist in wechselnden Rollen und Schattierungen ein Zeitgenosse, der durch den Paradigmenwechsel die Macht geschichtlicher Veränderungen am eigenen Leib erfahren hat, hilflos, wenn es darum geht, die Veränderungen zu lenken, aber immerhin fähig, den Prozess zu durchschauen. Nicht der Einzelne in seinem Schreibräum ist die repräsentative Figur von „Wo es war“, sondern Kaspar Hauser (die zweite Schlüsselfigur neben Sisyphos), der aus dem Dunkel des Turms ans Licht gezerrt wird und aus dem ihm unvertrauten Licht im Grunde wieder in das Dunkel der Sprachlosigkeit zurückkehren möchte. Doch dazu ist es zu spät, wie er „blutenden Munds“ begreifen muss. Im letzten Teil des Bandes finden sich auch Figuren, die Volksliedern entstammen könnten und in einem ironisierten Heine-Ton beschrieben werden.

Das Hauptthema von „Wo es war“ ist einerseits der Abschied von der verlorenen Welt im Osten, die Drawert konsequent nicht „Heimat“ nennt, sondern den „Ort seiner Herkunft“ (Herkunft verstanden als prägende Sozialisation). Das Thema Abschied (den der Autor auch real vollzog, als er seinen Wohnsitz von Leipzig in den Westen verlegte) wird in einer erstaunlichen Vielstimmigkeit gestaltet: ohne jede nostalgische Verklärung – aber nicht ohne jenen Abschiedsschmerz, den gerade das nicht oder falsch gelebte Leben verursacht. Aber dieser ambivalente Abschiedsschmerz ändert nichts daran, dass das Land der Kindheit sich auch im Rückblick als „unbrauchbar“ erweist und von der Geschichte wie durch ein Spülbecken weggeschwemmt wurde. Andererseits lässt sich den Beschreibungen das Leiden an einer Ortlosigkeit entnehmen, die an Marc Augés Gegensatz von Nicht-Ort und Utopie erinnert – dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus folgte ein kurzer Sommer der Utopie (der runden Tische); und auf deren Abwahl das Abgleiten einer Gesellschaft, eines ganzen Landes in die transitorische Unkenntlichkeit von Nicht-Orten. Dazu passt, dass schon der Erzähler in „Spiegelland“ sich ins Auto setzt, um das Verschwindende noch irgendwie ‚erfahren‘ zu können.

„Wo es war“ intoniert den Klang der großen Elegie. Aber da wird nicht Klage geführt darüber, dass auch das Schöne sterben muss; vielmehr findet hier der Schmerz über die in einer „verpfuschten Zeit“ vertanen, unwiederbringlich verlorenen Jahre Ausdruck, gemischt mit einer trüben Ahnung, dass auch die kommende Zeit mit ihren unwiderstehlichen „Fahnen der Fabrikanten“ wenig Besserung versprechen könnte und Trauer über das beschädigte und verlorene Leben anderer unangepasster Zeitgenossen, die sich – die Erzählung „Irina“ ist dafür ein ergreifendes Zeugnis – nicht einmal durch das Medium der Sprache helfen konnten, sondern stumm zu Grunde gingen.

Der frivol anmutende Buchtitel „Frühjahrskollektion“ verweist auf eine durchaus nicht frivole, nachgerade zur Realität verdichtete Befürchtung: dass in einer Welt, in der alles unter dem Gesetz des Konsums, des Gewinns und des raschen Wechsels steht, auch das Gedicht zur Ware verkommt und den Charakter des Dauerhaften, Werthaltigen verliert. Wie einst das lyrische Ich sein Privateigentum gegen die Ansprüche des Kollektivs durchsetzen musste,

wird in „Frühjahrskollektion“ der Eigenwert des Gedichts gegen die ökonomischen Ansprüche und das bloß Modische verteidigt. Das geschieht nicht explizit, sondern vor allem mittels der Ironie, die hier stärker und virtuoser eingesetzt wird als in früheren Bänden. Auch in Versen, die keine Rollengedichte sind, spricht der Autor oft mit verstellter Stimme; er beherrscht das Vokabular des Modischen, als ob es seine Sprache wäre. Aber das ist nur ein Spiel, allerdings ein bitteres. Der Elegienton ist immer noch hörbar, dunkler denn je. Unvermittelt und leise können die Gedichte aus der ironischen Leichtigkeit in den Ernst kippen, so – um nur ein Beispiel zu nennen – das Gedicht „Leicht“, in dem das Modewort „Light“ in vielen Varianten entfaltet wird („Vieles ist leichter geworden, / und nicht nur Gebrauchsgegenstände. / Das leichte Frühstück am Morgen, / und die leichte Tasche zum Dienst / für den man gerade noch / das linke Auge benötigt“) – bis es sich am Schluss von seiner Ironisierung befreit und gegen sich selbst wendet: „Die leichte Erregung / das leichte Fieber, der leichte Entschluss. / Fast so wunderbar leicht wie der Schritt, / wenn man aufsteht und kündigt.“ Hinter dem leichten Ton lauert das Dunkel, die Schwere, lauert die radikale Verweigerung. Aber der Einbruch des Ernstes, eines oft tödlichen Ernstes, in die virtuos gespielte Leichtigkeit vollzieht sich – eine Art Markenzeichen Drawerts – nicht als knallende Pointe, sondern leise, wie beiläufig.

Ein Höhepunkt des Bandes sind die Liebesgedichte, in ihrer Verhaltenheit, in ihrer Skepsis gegen große Worte und gegen die sich als groß präsentierenden Gefühle. „Ich wollte noch sagen, ich liebe dich, / glaube ich, / sehr“, so, mit lauter unlyrischen Wörtern, beginnt ein Gedicht; ein anderes setzt ein mit dem Staunen über eine lange nicht mehr erfahrene Intensität des Gefühls. („Damit habe ich nicht mehr gerechnet, / daß mein Zimmer / noch einmal leer werden würde, / wenn jemand hinausgeht“ („Komm wieder, Traum“). Ein weiterer Höhepunkt sind die Porträts einzelner Menschen, die, anders als Figuren wie Kaspar Hauser und Sisyphos, nicht Repräsentanten geschichtlicher Erfahrung sind, sondern geliebte und bewunderte Individuen: so der polnische Lyriker Zbigniew Herbert, der ältere Freund, der „Genosse Deserteur“, Drawert nahe schon durch die Verletzungen, welche die Diktatur bei beiden hinterließ, oder eine alte, ganz und gar unbekannte Frau, deren un gelenk-konventionelle Beerdigung auf eine Weise beschrieben wird, dass ihre Lebens- und Liebeskraft den Tod zu besiegen scheint („Tod einer alten Frau“).

Ein anderer Höhepunkt, vielmehr ein ganz besonderes Kapitel, das in die Tiefe führt, sind die in einem gesonderten Teil konzentrierten Engel-Gedichte. In der langen Reihe der Gestaltungen, die dieses Motiv auch im 20. Jahrhundert gefunden hat, stellen sie eine außergewöhnliche Variante dar. Nicht dass da eine Rückkehr zur Religiosität eingeläutet würde – es kommt vielmehr eine tiefe, unzerstörbare Sehnsucht nach einer Verbindung mit dem Numinosen zum Ausdruck, deren Garanten einst die Engel, die Boten Gottes waren. In den Gedichten Drawerts scheinen sie, längst säkularisiert, am Ende ihrer Kraft zu sein, ein altes Motiv ist gleichsam in seine Endzeit eingetreten. Weit entfernt davon, Jehovas Triumphwagen zu ziehen, gehen die Engel einsam und orientierungslos durch die Straßen. Ihren himmlischen Auftrag haben sie zugunsten eines pekuniären schon lange verloren, sie arbeiten gewissermaßen als selbstständige, krisenanfällige Kleinunternehmerinnen und haben – in einer Zeit, da jeder mit jedem fusioniert – sogar einen schwachen Geruch der Hölle angenommen. Aber Drawert lässt sie nicht zu Karikaturen verkommen, sie behalten etwas wie Größe auch in ihrer Schwäche, die sie in die Nähe der

Menschen rückt – wie auch das Dichten nicht zu einem reinen Geschäftsakt verkommt („Geld und Gedichte“). Im Kreis sitzend und sich an den Händen haltend wie ängstliche Kinder, bekunden sie – zusammen mit dem Autor – gegen Vernunft und Erfahrung immer noch die Hoffnung, dass der Kosmos nicht ohne jeden Sinn sei, und dass sich einmal, vielleicht erst kurz vor dem Tod, ein Abglanz davon, etwas wie ein Wunder, zeigen könnte: „Plötzlich am Waldrand ein Schatten / ein silbernes Leuchten / im Schilfgras der Elfen / ein farbiger Schweif. Endlich / und in letzter Sekunde / trifft ein, was von Anbeginn versprochen war / und weswegen wir oft / meine Engel und ich, nicht hinscheiden wollten.“

Gerade „Frühjahrskollektion“ bestätigt die herausragende Qualität von Drawerts Gedichten. Er selbst hat die Lyrik als die ihm wichtigste Form bezeichnet, jene, in der er am verletzlichsten sei. Auch in der literarischen Öffentlichkeit wird er zu dieser Zeit fast nur als Lyriker wahrgenommen. Diese doch sehr restringierte Rezeption hat allerdings auch einen äußeren Grund: Nur die Gedichte sind in gebundenen Ausgaben erschienen (auch dies spät), die Erzählungen dagegen, ebenso die Essays und Dramen, fast ausschließlich als Taschenbücher, die in den Redaktionen allgemein weniger Beachtung finden (löbliche Ausnahme: der schöne Band „Nacht. Fabriken“, 2001). So ist die wichtige, sorgfältig komponierte Sammlung von Essays und Reiseprosa, „Rückseiten der Herrlichkeit“ (2001) von der Kritik kaum gewürdigt worden. Dabei ist die Verbindung verschiedener Textsorten, die diesen Band bestimmt, für die Komplexität von Drawerts Begabung überaus bezeichnend. In „Rückseiten der Herrlichkeit“ erschienen erstmals Drawerts Reisetexte, sinnvollerweise zusammen mit einer Auswahl der Essays, in Buchform: „Eine Spazierfahrt entlang der Elbe von Pirna nach Aussig“, „Polen. Eine innere Reise“, „Nach Osten ans Ende der Welt. Eine Eisenbahnreise“. Mit diesen Texten hat sich Drawert eine neue längere Form erschlossen – eine mit Reflexionen durchsetzte, philosophisch grundierte Reiseprosa. Dabei entspricht Drawert durchaus nicht dem Typ des geborenen Reiseschriftstellers, für den Reisen mit Schreiben, gar mit Leben, und mit der ewigen Suche nach Glück zusammenfällt. Aber gerade weil er sich an den bestehenden, zwischen Faktizität und Fiktionalität oszillierenden Mustern des Reiseberichts reibt, gelingt ihm diese eigene, unverwechselbare Variante, die seine Essays glücklich ergänzt. Besonders in „Rückseiten der Herrlichkeit“ zeigt sich Drawert als einer der produktivsten und eigenständigsten Essayisten seiner Schriftsteller-Generation. Dabei mag seine starke Neigung zu Abstraktion und Theoriebildung gelegentlich der Lesbarkeit und Eleganz der Essays im Weg stehen. Die Reiseprosa wirkt hierzu als glückliche Ergänzung, ja als Korrektur, weil sie Drawerts Denkbewegung im Konkreten der befahrenen und beobachteten Welt verwurzelt.

Der Weg durch die äußere Welt als Weg nach innen, und das heißt bei Drawert immer: in jene omnipräsente Fremdheitserfahrung, durchzieht sein ganzes Werk. Dabei führen die Reiseberichte ausschließlich in die Länder, die er noch aus seiner DDR-Zeit kennt, wo also eine gewisse Vertrautheit die Annäherung erleichtert und wo er im Fremden sich selber erkennen kann: in die ehemalige DDR, nach Polen, mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Osten. Aufenthalte im westlichen Ausland (in Rom – Kardinalthema deutscher Autoren – oder Bordeaux) dagegen hinterlassen Spuren nur in Gedichten, Reisen nach Brasilien und Australien finden gar keine Erwähnung. Natürlich handelt es sich bei den Reisen in den Osten nicht um literarischen Nostalgie-Tourismus. In



seinen Reiseberichten setzt Drawert vielmehr konsequent die Erkundung und Analyse der Welt seiner Herkunft fort. Was mit „Spiegelland“ und „Wo es war“ begann, wird hier noch deutlicher in eine geschichtliche Dimension geführt, zu einer neuen, nicht nur ideologischen, nicht nur ökonomischen Sicht des Ostens oder des Ost-West-Gefälles. Dass durch die lange Zeit der Abschottung gegen den Westen in den Ostländern die Zeit langsamer abließ als im Westen und dass dieser retardierte Gang noch weiterwirkt, das ist die (vielleicht von Heiner Müller ererbte) Erkenntnis, die durch die Reiseprosa ermittelt und bestätigt wird. „Die Mauer zwischen den politisch konträren Imperien hat für zwei Geschwindigkeiten von Geschichte gesorgt und damit für eine asymmetrische Entwicklung. Osteuropa hatte sich auf einer anderen Zeitachse bewegt, und Westeuropa pflegte die Illusion, die eigene, mitunter als Beängstigung erlebte Beschleunigung jederzeit auf die Lebensform des Ostens hin bremsen zu können. Jetzt rast der Zug ohne Notbremse weiter und die Richtung ist vorgegeben.“

Die Zeit seit dem Jahr 2000 – das dem Diktum des französischen Philosophen Jean Baudrillard entgegen eben doch stattfand (vgl. „Das Jahr 2000 findet statt“) – war für den Autor nach dem beachtlichen Erfolg von „Frühjahrskollektion“ lange von nachlassender öffentlicher Aufmerksamkeit gekennzeichnet. Bereits 2002 stellte Joachim Garbe fest: „Mittlerweile aber sieht es so aus, dass der weiterhin kritische – vor allem sprachkritische – Autor nicht mehr den positiven Widerhall erfährt, nun, da er nicht mehr die DDR kritisch reflektiert, sondern die neue Bundesrepublik.“ (Garbe 2002, 125). Diese Kritik, im vorherigen Zitat mit der recht gängigen Metapher des Zuges ohne Notbremse auch geschichtsphilosophisch bewehrt, scheut durchaus keine Drastik und kulminiert in einer Polemik der digitalisierten, spätkapitalistischen postmodernen Gesellschaft, die das ‚Projekt Aufklärung‘ nicht einmal aufgegeben, sondern schlicht vergessen hat. Scharfe Kritik am westlichen Kapitalismus als dem so fatal siegreichen System klang bereits in den früheren, transformationskritischen Arbeiten an; nun aber zieht sie sich wie ein roter Faden durch Drawerts weiteres Werk. Es dauerte allerdings eine Weile, bis diese neue polemische Zielrichtung explizite Anerkennung fand – die Zusprechung des Lessing- und Lichtenberg-Preises erfolgte erst 2017 bzw. 2020. Ein wesentlicher Grund für die nachlassende öffentliche Wahrnehmung ist jedenfalls auch im weitgehenden Abschied aus dem Suhrkamp-Programm zu sehen, bei dem zuvor Drawerts erfolgreichste Publikationen erschienen waren. Was auch immer der konkrete Hintergrund des Abschieds gewesen ist – erst ab 2008 mit der Veröffentlichung seines zweiten, abermals extrem DDR-kritischen Romans „Ich hielt meinen Schatten für einen anderen und grüßte“ fand sich im C.H. Beck Verlag eine neue verlegerische Heimat, bei dem seither die wichtigsten Publikationen des Autors in gebundener Form erscheinen. Als Suhrkamp-Autor trat Drawert nur noch ein einziges Mal mit seinem letzten Drama „Das Gegenteil von gar nichts“ (2009) in Erscheinung (zuvor zuletzt mit dem Stück „Monsieur Bovary“, 2002), das allerdings dort ungedruckt blieb und nur in einer 2015 erschienenen deutsch-türkischen Fassung bei Luxbooks erhältlich ist. Im „Gegenteil“ sinnen Harry und Pit, die beiden schon aus „Alles ist einfach“ (1995) bekannten Protagonisten, als Obdachlose in einem Park 20 Jahre nach der Wende den Möglichkeiten nach, die sie gehabt haben würden, wären die Umstände der Transformation ihnen geneigter gewesen – ein revokatives Endspiel über verpasste Leben, vor allem aber über die Finanzkrise nach der sagemunwobenen Pleite der Lehman-Brothers im Jahr 2008 (die im

Stück übrigens auch figürlich als „Kapitalmarktpfleger“ und „Amtsleiter für Arbeitsbeschaffungskriminalität“ auftreten).

Die Jahre dazwischen können wohl als eine Interphase bezeichnet werden; wenngleich die Darmstädter Textwerkstatt seit der Anthologie „Anfänge. Fortschreibungen“ (2001) an Fahrt aufnahm und den Autor zum „Praeceptor poesis“ (Peter Benz) machte, der nun in noch stärkerem Maße als Herausgeber wirkte als zuvor schon (etwa für das Werk Karl Krolows, auch Majakowskis). Zudem erschienen auch Übersetzungen von Drawerts Gedichten in verschiedene Sprachen (Arabisch, Französisch, Italienisch, Litauisch). Mit neuen eigenen Produktionen hielt sich Drawert dagegen zurück; 2005 wurde bei der Edition „Sonderzahl“ immerhin der lange Essay „Emma. Ein Weg“ über Gustave Flauberts – im Frankreich Napoleons III. zeitweise gerichtlich verbotenen – Roman „Madame Bovary“ gedruckt, dessen Schauplätze Drawert besucht hat und die im Band auch fotografisch dokumentiert sind (wiederveröffentlicht als Auftakt des mit intellektueller Brillanz beeindruckenden Essay-Bandes „Was gewesen sein wird“ von 2015).

Auch größere Teile des 2008 veröffentlichten zweiten Romans „Ich hielt meinen Schatten für einen anderen und grüßte“ waren bereits 2001 mit dem an Fragmente Brechts und Heiner Müllers erinnernden „Hauser-Material“ in „Nacht, Fabriken“ (2001) veröffentlicht worden, worin sich belegt, dass Drawert nicht nur als Herausgeber von Texten fremder Federn in Erscheinung trat, sondern im Kampf um die öffentliche Wahrnehmung auch zusehends zum versierten Kompilator seiner selbst wurde. Die verschiedenen Versionen seiner Textstücke zu vergleichen, wäre seitens der Literaturwissenschaft noch als Aufgabe zu entdecken. Mehr noch aber, dass das Kompilatorische und Montageartige der neueren Publikationen Drawerts geradezu ein Stilprinzip geworden ist, das auf die Dissoziation von Inhalten in zunehmend digitalisierten Öffentlichkeit(en) wie auch die ökonomischen Schreibbedingungen im Spätkapitalismus zu reflektieren scheint. Der Roman selbst versetzt die Figur Kaspar Hausers, Drawerts zentrale Allegorie für die Ostdeutschen („eine Kaspar-Hauser-Legion“), in das Setting des etwa durch Werner Bräunig, Franz Fühmann und Angela Krauß zum literarischen Topos gewordenen DDR-Bergbaus (hier als „Nougatabbau“ verulkt) sowie in die 1980er Jahre am Literaturinstitut in Leipzig, das im Roman nur „Leyden“ genannt wird. Anders als in „Spiegelland“ wird hier nicht mit dem Genre der Autobiografie gespielt, es finden sich in diesem „Gemälde des Terrors“ bzw. „unheimlichen Sklavenuniversum“ (Fritz J. Raddatz) aber dennoch etliche Parallelen zwischen dem von Kollektivmenschen („Tuttis“) umgebenen und bespitzelten Erzähler – einem verwachsenen Zwerg, der an Oskar Matzerath erinnert – und dem Leben des Autors. Der Erzählvorgang als solcher wird selbst metaleptisch problematisiert: „An meine Stimme werden Sie sich gewöhnen, an meine gebrochene, Ihren Ohren unvertraut bleibende Stimme, an ihre Risse, Narben (...). Sie ist ein Ort, sie ist eine Geschichte. Sie erzählt, wo ich nichts mehr erzähle, wo ich nichts mehr erinnere (...) im Dunkel meiner Herkunft erloschen (...), noch nicht tot, aber auch nicht mehr lebendig, in meiner Stimme.“ Diese Hauptfigur ist, das wird schnell ersichtlich, in besonderem Maße den „Sprech- und Sprachabrichtungen“ des Wahrheitsregimes der „D.D.R.“ unterworfen und berichtet – in einem zunächst als „Nachruf“ deklarierten (wie angekündigt) brüchigen und von diversen Einschüben durchzogenen Monolog – von der Arbeit an der real existierenden Sinnlosigkeit unter Tage. Die unterirdische Szenerie in den „neun

Schuldbezirken“ ist natürlich als Metapher auf die Umstände eines Lebens unter Bedingungen der Diktatur zu lesen, der verkrüppelte Leib des Erzählers verkörpert letztlich die Sprache selbst, die unter diesen politischen Bedingungen möglich ist: „Ich möchte, sagte ich Feuerbach, daß die Entmündigungspraxis und Sprachversklavung als ebenso grausam erachtet werden wie die physische Folter und die Verwahrung in einer Zelle.“ Man hat hierbei an einen Versuch in der Nachfolge von Viktor Klemperers LTI zu denken, eine Anatomie der „Diktatur der Sprache. Sprache der Diktatur“ zu leisten – diesen Bezug hat Drawert im gleichnamigen Essay (erschieden zuerst in „Sinn und Form“, 2013) übrigens selbst hergestellt. Insofern lässt sich der Roman als eine groteske Variante des „Coming of Age“-Typs lesen (um einen klassischen Bildungsroman handelt es sich wirklich nicht), gelingt Hauser doch über das tief hinabreichende Treppenhaus des Literaturinstituts der Aufstieg – nicht nur gesellschaftlich aus den niederen Schuldbezirken hinaus, sondern auch in der Sprache selbst vollzieht sich eine Emanzipation von der verordneten Praxis und ihren Verletzungen und Verkümmern. Der bald einsetzende nächtliche Schmuggel von Kopien aus oppositionellen bzw. verbotenen Büchern aus dem „Giftschrank“ des Literaturinstituts wird zu einem Impuls für die aufgeheizte Stimmung im Vorfeld der friedlichen Revolution 1989, die, noch im Sprachgebrauch des sozialistischen Höhlenherzogtums verbleibend, als „Einsturz“ beschrieben wird. Ein ‚Happyend für Hauser‘ gibt es jedoch – biografiegetreu – nach dem Ende des finsternen ‚Aufklärungsexperiments‘ (Feuerbach ist auf einmal verschwunden) auch im vereinigten Deutschland nicht.

Es folgten mit „Idylle rückwärts“ (2011) und „Provokationen der Stille“ (2012) abermals Kompilationen, einmal von ausgewählten Gedichten seit „Privateigentum“, in die auch Eindrücke und Arbeiten Drawerts von seinem New Yorker Aufenthalt (2010) aufgenommen wurden („Matrix America“), einmal von Essays, Kritiken und Rezensionen sowie weiteren literaturbezogenen Texten aus den Jahren 1994–2011, die eine Vielzahl von gegenwärtigen Autorinnen und Autoren vorstellen. Der Titel des Bandes gesammelter Gedichte stammt aus dem Band „Frühjahrskollektion“, das gleichnamige Gedicht handelt von der Lakonie des Post-Histoire oder gar der (ökonomischen) Post-Apokalypse, der die Welt nach dem „hosianna, ihr Börsianer!“ und der Bankenkrise anheimgefallen ist: „In den Chat-Rooms der Hölle / pokern wir weiter.“ – und Kurt Drawert, so darf man erleichtert folgern, schreibt weiter und setzt mit den Vermessungen der Gegenwart fort, besonders markant im Herzen der Weltgeschichte seit 9/11: New York. Beim Anblick gerissener Wände und der „kalten Hände / der alten Frau am Straßenrand“ stellt sich das lyrische Ich (es ist Drawert selbst) dort allerdings die Frage, wie all das noch als politisches oder wirtschaftliches Modell für das eigene, deutsch-deutsche Fortschrittsdenken taugen soll: „Aber was ich nicht verstehe, / warum ich die Vergangenheit / in der Gegenwart / als Zukunft sehe.“ Die Wahl des Titels „Provokationen der Stille“ ließe sich ironisch auf die Erfahrung des – in Darmstadt allerdings wohl-etablierten – Autors einer ausbleibenden oder doch sehr schleppenden Resonanz seiner alltäglichen Arbeit an und in der Öffentlichkeit beziehen, auf den Kampf mit den „Zentrifugen der Auslöschung“, denen Kunst als „Störfaktor“ gegenüberzutreten habe, wie Drawert schon 1999 im schönsten Baudrillard-Stil formulierte („Das Theater am Ende seiner Selbstaufgeklärtheit“).

Diese mehrfachen Sammlungsbemühungen um das Drawert'sche Korpus wurden im selben Jahr (2012) durch einen Band ergänzt, den man getrost als dessen Systemprogramm begreifen kann: In „Schreiben. Vom Leben der Texte“ zieht Drawert nicht nur die Summe aus seiner Tätigkeit als Literaturvermittler und -lehrer in Darmstadt – er legt darin in beispielloser Form die Beweggründe, Denk- und Arbeitsweisen seines Schreibens offen, lehrt seine Art des Umgangs mit dem „Notstand im Zustand der Sprache“, zitiert vielfach seine Einflüsse (besonders den französischen Psychologen Jacques Lacan), zeigt seine Wege zum Erschreiben des „Fehlenden“ – das als das konstitutiv „Abwesende“ ins Bewusstsein zu bringen eine gesellschaftliche Aufgabe der Literatur sei. Besonders relevant sind in diesem Zusammenhang die Aussagen über Metaphern, aus deren plötzlicher Verbindung von disparaten „Wirklichkeitsräumen“ sich poetischer „Mehrwert“ ergebe. Ihrem Auftreten nach sind sie zugleich immer Schlaglichter auf die Denkverbote einer Zeit (und deren Umgehungen), können also eine Art kreativen Index bilden. Ein Blick ins Namensregister zeigt den gedanklichen Umkreis dieses poetologischen Manifestes, das keines sein möchte und sich gelegentlich als ganz praktische Anleitung zum Schreiben tarnt, wenn sogar Basiswissen aus der Phonetik vermittelt wird (zum „Vokaltrakt“). Es ist in der Tat eine Anleitung zum Schreiben, eine Schreibkunde, die Drawert hier vorgelegt hat, und zwar die zu seinem eigenen Schreiben, zu seiner Art, lebende Texte zu kreieren. Axel Helbig bezeichnete das Buch 2017 zu Recht als „Spiegel eines Autorenlebens“; darüberhinausgehend ließe sich auch von einer Verfassung (oder jedenfalls: Satzung) des Autors Drawert sprechen. Ob man den ausgelegten Fährten als Verstehenswegen bzw. Zugängen zu seinem Werk so ganz vorbehaltlos trauen kann, müsste die literaturwissenschaftliche Forschung indes noch erweisen.

Dies gilt im Prinzip auch für zwei weitere Kompilationen, deren Textauswahl der Autor selbst besorgt hat und die im Fall der zweiten Veröffentlichung von „Spiegelland“ – diesmal mit einer Vielzahl von größtenteils ebenfalls zuerst bei Suhrkamp publizierten Texten aus den 1990er Jahren (z. B. „Haus ohne Menschen“) – vielleicht auch der Intention folgte, diese Texte verfügbar zu halten. So erschien 2015 ein gewichtiger Band, der abgesehen von Lyrik und Dramatik Drawerts gesamtes Frühwerk an Prosa und Essays enthält. Neu hinzugekommen ist allerdings ein dem Roman „Spiegelland“ vorangestellter Kommentar Drawerts, der seine damalige Schreibsituation aus der Perspektive des Jahres 2014 analysiert („Wer war ich, als ich es dachte und sah?“) und vor allem auch die damals unerwarteten Verständigungsschwierigkeiten zwischen Ost und West behandelt. Ein weiterer Band, „Prag ist eine Erfindung Kafkas“ (2014), versammelt Rezensionen seit 1990 und steht dadurch in gewisser Konkurrenz zu den „Provokationen der Stille“ (2012).

Als dezidiert politischer Autor präsentierte sich Drawert ebenfalls 2015 mit der Essaysammlung „Was gewesen sein wird“. Enthalten sind Texte, die zwischen 2004 und 2014 entstanden und an verschiedenen Orten veröffentlicht wurden. Den ersten des in drei Teile gegliederten Bandes bildet der programmatische Emma-Essay von 2004, der zweite versammelt Eingaben zu Klemperer, Kafka und Büchner, ein Prag-Tagebuch und die Rede beim Erhalt des Malkowski-Preises (2008), die – im Angesicht der globalen Bankenkrise – das Grundmotiv von Drawerts kontinuierlicher Kulturkritik der Gegenwart pointiert: die Aufklärung und ihr Verfall im vereinigten Deutschland, die fortzusetzende Arbeit am „Ausgang des Menschen aus seiner

selbstverschuldeten Unmündigkeit', was immer das in einem Zeitalter der fremdverwalteten Innerlichkeit noch bedeuten kann', in welchem obendrein „die Bevölkerung vielleicht schon als Insolvenzmasse kursiert“, von „zockenden Kapitalmarktbrokern verspielt“. Die Härte dieser Worte kommt nicht von ungefähr. Drawert ist aber keineswegs von sogenannter Ostalgie befallen, wenn im dritten Teil die gegenwärtige Situation Deutschlands und des Westens (vor allem der politischen Rhetorik) ausgiebig mit intellektueller Schärfe beschrieben und analysiert („Es wächst nicht zusammen, was nicht zusammen gehört“ – und obendrein orthografisch falsch bekräftigt) wird. Hier spricht ein durchaus Enttäuschter, der zwar keinesfalls einer verlorenen Zukunft des Sozialismus nachtrauert, der aber auch seine Hoffnungen im Zuge der ‚Widervereinigung‘ und nachfolgenden Transformation als uneingelöst und noch mehr: das seither überhaupt Erreichte als gefährdet betrachten muss. Wie aus dem zitierten Gedicht „Matrix America“ ersichtlich, das Drawert im letzten, titelgebenden Beitrag des Bandes einer Selbstinterpretation unterzieht („Was gewesen sein wird“), fürchtet der Autor vielmehr die Wiederkehr des Gleichen, die Realisierung „einer erschreckenden Unabschließbarkeit der Geschichte“ im Futur II. Gleichzeitig, um den positiven Ansatz dieser Essays hervorzuheben, vertraut Drawert auf die Kraft der Literatur, nicht nur gültige Aussagen über die Gegenwart („ein leerer, blinder Fleck“) zu treffen, sondern sogar, dass aus ihrer „Reflexion Antizipation und aus Phantasma Realität wird, da sie die Lineaturen des Möglichen nachgebildet hat“ („Istanbul“).

Dieser Ansatz wird dann im 2016 publizierten, zeitweise in Istanbul entstandenen Langgedicht „Der Körper meiner Zeit“ recht melancholisch, um nicht zu sagen: misanthropisch umgesetzt. Für das so ambitionierte wie mutige Unterfangen eines lyrischen Diariums, das den Zeitraum vom 14. 9. 2013 bis zum 25. 2. 2016 umfasst, erhielt Drawert zur Fertigstellung den Robert-Gernhardt-Preis 2014. Was hier in einer „makellosen Sprache“ (so Laudator Fritz J. Raddatz) in meist zutiefst lakonischer Weise über die geschichtsvergessene, der Unmündigkeit wieder entgegendümpelnde Gegenwart mitgeteilt wird, gerät dem Autor eigentlich zu einem Almanach der Vergeblichkeit auf individueller wie kollektiver Ebene: „Dem hübschen Falter gleich, / der zum Lichtschein einer Lampe fliegt und dort verbrennt, wo / er das Glück schon kommen sah, so zerfällt auch die Idee zum / rüden Gestank des Realen.“ Und: „Vom Ideal der Idee her betrachtet, gibt es nur Niederlagen.“ Und: „Der Souverän geht wählen, wie die Krähen über die Halde / kreisen auf der Suche nach essbaren Resten. Datum und / Uhrzeit sind austauschbar. Im Abfall liegt nichts.“ Für dieses von den ‚Lineaturen des Unmöglichen‘ durchzogene Weltbild entwirft Drawert die Metapher vom müllübersäten Strand, an dessen wechselnden und doch immer gleichen Formationen sich die Geschichte ablesen lasse, die sich keiner (menschlichen) Ordnung mehr füge, sondern sich rein aus dem unterschiedslosen Ablauf der Zeit ergibt: „Morgen ist, was / heute gewesen sein wird.“

Es sind 89 Gesänge in fünf Büchern voll elegischer Schwärze (Hölderlin wird mehrfach variierend zitiert), deren Ansammlung von „gesammelten / Gesamtschwierigkeiten“ schließlich – wie auch die Bilder sich wiederholender Motive – letztlich einen wohl beabsichtigt komischen Effekt haben (es ließe sich an die Stimmung in Iggy Pops Liedern „Chocolate Drops“ und „Paraguay“ vom ebenfalls 2016 erschienenen Album „Post Pop Depression“ denken), ohne dass Drawert seine Leser aus dem Bewusstsein der völligen Insuffizienz

ihres Zeitalters entließe. So gilt für den düster elegischen „Körper meiner Zeit“ in besonderem Maße eine Feststellung Stephan Krauses zu Inszenierungen des Körpers im früheren Werk Drawerts: „Die Figuren von Körperlichkeit und deren Durchdringung mit historischen wie gesellschaftlichen Markierungen [...] verweisen auf die Defizite und Defekte der (Post-)Moderne.“ Aus dieser überall dominierenden Schwärze einer wenn nicht zynisch dann jedenfalls sarkastisch gewordenen Vernunft (deren Wirkungsabsicht ein satyrisches Lachen sein mag) ragen wohltuend nur Erwähnungen des zugelaufenen Hundes Yaris und die Beziehung zu einer nicht deutlicher charakterisierten „Klara“ heraus: „Und so geschah es: ich war nicht mehr allein.“ Diese erscheint zunächst als ein Geschöpf der Fantasie „Und so erschaffe ich / dich, unvollständig. Was ich dabei übersehe, bist du“ – „ich lebe gern in der / Sprache, die mich erfindet“. Später bleibt Klara in der (jedoch verlorenen) Erinnerung an den Geruch ihrer Haare und zudem dialogisch präsent, jedoch als eine Abwesende: „Sie legte auf“. Sie ist daher als Figuration „des Fehlenden“ zu lesen.

Der finstere Zeitenspiegel des Langgedichts erhielt anlässlich der Kurt Drawert gewidmeten Ausgabe von TEXT+KRITIK (I/2017, 213) noch eine weitaus spöttischere Coda: „§1) Die Würde des Menschen ist“, in der sich Drawert auch den Scherz erlaubt, philologisch höchst penibel auf eine cursorisch erwähnte Steuerberaterin (jetzt Nachrichtensprecherin) Isabella im „Körper meiner Zeit“ zu verweisen. Andererseits wird in vererbender Syntax die Dispersion der Sprache bzw. der Diskurse im öffentlichen Raum ironisch reflektiert: „Keiner hatte die Absicht, hier eine Mauer / zu errichten, und dann Wohlstandsgrenzen, damit ja keiner, / aber was, weiß ich jetzt auch nicht.“ „Meine software läuft auch leer. Das Fazit ist mehrsprachige Unmündigkeit:“ „Schweigen auf Englisch. Stumm / sein auf Deutsch.“

Die (gefährdete) Sprache im öffentlichen Raum bleibt, allerdings auch als ein ungewollter Geschichtsspeicher, ein leitendes Thema in „Dresden. Die zweite Zeit“ (2020), von Drawert als sein dritter „Roman“ untertitelt. So stellt der Autor in einem der als Kolumne unter seinem Namen vorveröffentlichten Textabschnitte über das vereinigte Deutschland fest: „Dieses politische und kulturelle Gewebe hat, bei aller regionalen und historisch bedingten Verfärbung, eine neue Sprachsubstanz nötig, neue Begriffe, die etwas Neues zur Vorstellung bringen, das lange schon da, noch nicht aber verstanden ist.“ Dieser Satz könnte durchaus Erwartungen einer konkreten Utopie des vereinigten Deutschlands wecken. Das Buch „Dresden“ ist aber weniger die Arbeit an einer solchen neuen Substanz als zunächst an der Bewusstmachung, wie sehr die Wahrnehmung der Gegenwart durch vergangene Ereignisse und Erfahrungen geprägt ist. Es geht also auch im Jahr 30 nach dem Beitritt der neuen Bundesländer noch immer darum, zuerst einmal durch ein tiefgreifendes Verständnis der Situation nach 1989 eine Basis für ein gemeinsames Fortschreiten zu legen. In einem Gespräch, das Martin Hielscher 2015 mit ihm geführt hat, wies Drawert zwar jedweden therapeutischen Anspruch seines Schreibens von sich, betonte aber gleichzeitig dessen möglichen sozialpsychologischen Mehrwert: „Literatur ist ja nicht dadurch Literatur, dass sie ein Subjekt zur Selbstheilung bringt, sondern [dadurch,] dass in ihr ein Wesen allgemein geworden ist, ein Fakt zur Allegorie, also exemplarisch wird.“ An diesem auch auf die Arbeit an der Verbesserung der Sprachsubstanz bezogenen Anspruch kann man „Dresden“ (und kommende Werke) messen.

Drawert hatte im Vorfeld der Veröffentlichung ein Jahr als (aus dem Westen zurückgekehrter) Stadtschreiber in Dresden verbracht. Dieser zweite Aufenthalt erinnert ihn nicht nur an traumatische Erlebnisse mit seiner Familie während seiner dort verbrachten Jugendjahre; die dort entstehenden 33 Textabschnitte (deren Chronologie auch durch die zahlreichen Reminiszenzen durchbrochen ist) stehen vielfach in Zusammenhängen mit früheren Arbeiten, insbesondere mit „Spiegelland“. Die dominante Vaterfigur wird von dort übernommen und in ihrer Brutalität nun noch präziser gefasst: So erfährt man, dass der zuweilen bei seinem Namen „Karl“ genannte Ich-Erzähler (wodurch die umstandslose Identifizierung mit dem Autor empfindlich gestört wird) vom Vater Schläge ausgerechnet mit der Hand des Eherings erhielt, wenn sich dessen Neurotik des Verdachts wieder einmal bewahrheitet zu haben schien. Die häusliche Atmosphäre, das wird mehrfach deutlich, war von der unausgesetzten Furcht durchseucht, jederzeit zum quälenden Verhör einbestellt werden zu können. Man erhält zudem weitere Einblicke in die Aufzeichnungen dieses offenbar an der praktischen Aufklärungsarbeit berufskrank gewordenen Polizei- und Stasioffiziers, der in den 1990er Jahren nach den Enthüllungen in „Spiegelland“ zutiefst in der Familienehre gekränkt war und einerseits erfolglos versuchte, intellektuell zurückzuschlagen, Fakten (seiner Wahrheit gemäß) geradezurücken. Andererseits finden sich auch Versuche der Vereinnahmung des früher so delinquenten und rituell abgestraften Sohnes. Der einzige Moment eines wirklichen Austauschs zwischen beiden wird von der Demenz des Vaters, der „jenseits der Sprache die letzte Stunde erwartet“, verunmöglicht.

Die Begegnungen mit der – ebenfalls zutiefst traumatisierten – Mutter fallen allerdings auch wenig positiv aus, die Gesprächslage bei Besuchen verdichtet sich im Bild der vor sich hin röchelnden Kaffeemaschine. Erinnerungen an immer neue Bestellungen von Waschmitteln, die in den DDR-Jahren nicht leicht zu beschaffen waren und seine generelle Bringschuld holen den Erzähler immer wieder ein; intensiviert durch den Schmerz nach einem Sturz auf Blitzeis. Es ist klar, dass er seiner unter einem Putzzwang leidenden Mutter (sie wird übrigens als Sisyphosfigur dargestellt) gegenüber einen Hilfskomplex entwickelt hat: „Ihr permanentes Ich kann nicht ist mein Du musst geworden.“ Der Erzähler fragt sich, was die Gründe dieser zwanghaften Arbeit waren. Es lässt sich hier an den Auftrag der Mutter denken, die Beweise der Nazi-Vergangenheit des Großvaters zu vernichten, an dem der Sohn in seiner Kindheit so öffentlichkeitswirksam scheiterte (alle Papiere trieben gut sichtbar an der Oberfläche des Flusses entlang). Man könnte diese Putzneurose also in Zusammenhang mit der ausgesetzten Vergangenheitsbewältigung interpretieren; gleichzeitig dürfte die Ehe mit dem brutalen, „hoch beamteten“ Polizeikader nicht ohne Auswirkungen geblieben sein. Dem Buch ist jedenfalls eine Widmung an die Mutter – allerdings wohl der des Autors – vorangestellt. Beschrieben werden noch weitere Familienangehörige: Doch auch die Beziehung zu den Brüdern André und Ludwig verlief nicht gut, ein Bruder wurde Alkoholiker und ist schon in den späteren 1990er Jahren verstorben, der andere erkennt Karl nicht mehr als Verwandten an. Interessant im Rückblick auf „Der Körper meiner Zeit“ ist die Erwähnung einer Klara genannten, zwei Jahre vor dem Erzähler tot geborenen Schwester. In schwierigen Momenten ruft er sie innerlich herbei, ihm zu helfen: „Je einsamer ich wurde und je verlassener ich war, desto häufiger sprach ich mit ihr wie zu einem Wesen aus Luft.“ An anderer Stelle ruft die Betrachtung eines Bildes der Mutter als junger Frau die Erinnerung an eine tief anrührende Begegnung auf,

an den „Abgrund einer Liebe“ zu einer anderen Klara, die nur im Gefühl einer wiederholten Abwesenheit präsent sei – „So bleibt es immer das Fehlende, bis zum Schluss. Das, was ich suche. Das, was es ist.“

Bei dieser individuell ausgeloteten Psychologie des Begehrens (nach dem Fehlenden) orientiert sich Drawert seit etlichen Jahren stark an Lacan, der wiederholt zitiert wird. Diese eigentlich zur Analyse des Kapitalismus und seiner Konsumzwänge entworfene Psychologie weist jedoch, wie die Vater-Sohn-Problematik, weit über den familiären Verband hinaus, indem beide Themenbereiche in „Dresden“ bei der Analyse des fehlgeleiteten bzw. in Hass umgeschlagenen Begehrens auf politischer Ebene amalgamiert werden. In der politischen Diagnostik des Rechtsextremismus, der sich das Prestige der Revolution von 1989 zu ergaunern sucht, geht dieser dritte große Prosaband Drawerts (mag man der Etikettierung „Roman“ folgen oder nicht) daher deutlich konziser zu Werke, als es dem Autor beim – ebenfalls 2020 nochmals ‚synchron‘ wiederveröffentlichten – Erstling „Spiegelland“ möglich gewesen ist: „Dieser abgrundtiefe Hass gerade auf Angela Merkel zieht einen anderen Hass nach sich, der seine Ursprünge im verpassten Vaternord hat: der D.D.R. nicht widersprochen zu haben, als es an der Zeit gewesen wäre. Das verpasste Nein!, jetzt soll es wiederbelebt und nachgeholt werden – nur ist der Gegenstand, dem es gegolten hätte, gar nicht mehr da.“ Die Folge ist eine fortgesetzte Raserei, die sich immer neue Sündenböcke sucht.

Es ist davon auszugehen, dass Drawert damit fortsetzt, seiner Zeit einen unbestechlichen Spiegel vorzuhalten – als klarer Analytiker mit sozialpsychologischer Expertise und gestochen scharfer Prosa, die den Autor zwischen Diskurs und Erlebnis, Essay und Erzählung situiert, als Lyriker mit inzwischen deutlicher Vorliebe für die epische Form des Langgedichtes in der Tradition von T.S. Eliots „Waste Land“ (1922), vielleicht auch wieder einmal als Dramatiker.

---

## Primärliteratur

„Zweite Inventur. Gedichte“. Berlin, DDR, Weimar (Aufbau) 1987.

„Die Wärme, die Kälte des Körpers des Andern. Liebesgedichte junger Autoren“. Hg. von Kurt Drawert. Berlin, DDR, Weimar (Aufbau) 1988.

„Privateigentum. Gedichte“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1989. (= edition suhrkamp 1584).

Karl Krolow: „Wenn die Schwermut Fortschritte macht“. Gedichte, Prosa, Essays. Hg. von Kurt Drawert. Leipzig (Reclam) 1990. (= Reclams Universal-Bibliothek 1330). 2., erweiterte Auflage: Leipzig (Reclam) 1993. (= Reclam-Bibliothek 1473).

„Spiegelland. Ein deutscher Monolog“. Roman. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1992. (= edition suhrkamp 1715). Neuausgabe unter dem Titel: „Spiegelland. Roman. Prosa. Material“. Mit einem Nachwort des Autors. Wiesbaden (Luxbooks) 2014. Neuausgabe: München (Beck) 2020.

„Haus ohne Menschen. Zeitmischungen“. Essays. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1993. (= edition suhrkamp 1831).

„Fraktur“. Lyrik, Prosa, Essay. Leipzig (Reclam) 1994. (= Reclam-Bibliothek 1492).



- „Innenmuster“. Gedichte, deutsch und polnisch. Katowice (Slask) 1994.
- „Revolten des Körpers“. Text, Bild, Essays. Mit Fotografien von Ute Döring. Stuttgart (Edition Solitude) 1995.
- „Alles ist einfach. Stück in sieben Szenen“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1995. (= edition suhrkamp 1951).
- „In dieser Lage. Prosa und Lyrik“. Mit sechs Fotografien von Ute Döring. Rom (Deutsche Akademie – Villa Massimo) 1996.
- „Wo es war. Gedichte“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1996.
- „Steinzeit“. Theaterstück. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1999. (= edition suhrkamp 2151).
- „Das Jahr 2000 findet statt: Schriftsteller im Zeitenwechsel“. Hg. von Kurt Drawert. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2000. (= edition suhrkamp 2136).
- Michael Krüger: „Archive des Zweifels. Gedichte aus drei Jahrzehnten“. Hg. und Nachwort von Kurt Drawert. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2000.
- „Lagebesprechung. Junge deutsche Lyrik“. Hg. von Kurt Drawert. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2001.
- „Reisen im Rückwärtsgang. Zwei Dichter unterwegs mit der Transsibirischen Eisenbahn“. Zusammen mit Blaise Cendrars. Mit einem Nachwort von Fritz J. Raddatz. Zürich (Arche) 2001.
- „Nacht. Fabriken. Hauser-Material und andere Prosa“. Mit Fotografien von Ute Döring. Wien (Edition Korrespondenzen) 2001.
- „Anfänge. Fortschreibungen. Die ‚Textwerkstatt 2000‘ im Literaturhaus Darmstadt“. Hg. vom Magistrat der Wissenschaftsstadt Darmstadt und Kurt Drawert. Darmstadt (Presse- und Informationsamt) 2001. (= Darmstädter Dokumente 11).
- „Anthologie de la poésie Allemande. Les années 90“. Übersetzt von Michèle Cohen-Halim. Hg. von Kurt Drawert. Paris (Seghers) 2001.
- „Rückseiten der Herrlichkeit. Texte und Kontexte“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2001. (= edition suhrkamp 2211).
- „Frühjahrskollektion. Gedichte“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2002.
- Karl Krolow: „Im Inneren des Augenblicks. Gedichte und Feature“. Feature, Auswahl und Begleittext von Kurt Drawert. 2 CDs. München (DerHörVerlag) 2002.
- „Fortgesetzte Schreibversuche. Erste Erfolge. Die Darmstädter Textwerkstatt 2001/2002.“ Hg. vom Magistrat der Wissenschaftsstadt Darmstadt und Kurt Drawert. Darmstadt (Presse- und Informationsamt) 2003. (= Darmstädter Dokumente 19).
- „Wer Erz will, muss tief in den Stollen. Die Darmstädter Textwerkstatt 2003/2004“. Hg. vom Magistrat der Wissenschaftsstadt Darmstadt und Kurt Drawert. Darmstadt (Kulturamt) 2005. (= Darmstädter Textwerkstatt 1).
- „Emma. Ein Weg“. Mit Fotos von Ute Döring. Wien (Sonderzahl) 2005.
- „Ich hielt meinen Schatten für einen anderen und grüßte. Roman“. München (Beck) 2008.

„... und ebenso aber das Glück. Die Darmstädter Textwerkstatt 2005/2006“. Hg. vom Magistrat der Wissenschaftsstadt Darmstadt und Kurt Drawert. Darmstadt (Kulturamt) 2006. (= Darmstädter Textwerkstatt 2).

Wladimir Majakowski: „Liebesgedichte“. Ausgewählt und mit einem Nachwort von Kurt Drawert. Frankfurt/M. (Insel) 2008.

„Hölderlin im ZDF. Die Darmstädter Textwerkstatt 2007/2008“. Hg. vom Magistrat der Wissenschaftsstadt Darmstadt, Kulturamt und Kurt Drawert. Darmstadt (Kulturamt) 2008. (= Darmstädter Textwerkstatt 3).

„Die Haltbarkeit des Glücks. Die Darmstädter Textwerkstatt 2009/2010“. Hg. vom Magistrat der Wissenschaftsstadt Darmstadt, Kulturamt und Kurt Drawert. Darmstadt (Kulturamt) 2010. (= Darmstädter Textwerkstatt 4).

„Idylle, rückwärts. Gedichte aus drei Jahrzehnten“. München (Beck) 2011.

„Provokationen der Stille. Kritiken und Essays zur Literatur 1994–2011“. Darmstadt (Justus-von-Liebig-Verlag) 2012.

„Schreiben. Vom Leben der Texte“. München (Beck) 2012.

„Steinbruch. Die Darmstädter Textwerkstatt 2011/2012“. Hg. vom Magistrat der Wissenschaftsstadt Darmstadt und Kurt Drawert. Darmstadt (Kulturamt) 2012. (= Darmstädter Textwerkstatt 5).

„Kasinostraße 3. 15 Jahre Darmstädter Textwerkstatt“. Hg. von Kurt Drawert. Leipzig (Poetenladen) 2014.

„Prag ist eine Erfindung Kafkas. Kritiken und Essays 1990–2014“. Wiesbaden (Luxbooks) 2014.

„Spiegelland. Roman – Prosa – Material“. Wiesbaden (Luxbooks) 2014.

„Was gewesen sein wird. Essays 2004 bis 2014“. München (Beck) 2015.

„Das Gegenteil von gar nichts / Hiçbir seyin tersi“. Theaterstück. Wiesbaden (Luxbooks) 2015.

„Die Signatur deiner Augen. Junge Lyrik aus Deutschland und der Türkei“. Zweisprachig. Hg. und mit einem Vorwort von Kurt Drawert und dem Goethe-Institut Istanbul. Wiesbaden (Luxbooks) 2015.

„Der Körper meiner Zeit. Gedicht“. München (Beck) 2016.

„Das Eigene im Anderen. Istanbul: 20 Jahre Darmstädter Textwerkstatt“. Hg. von Kurt Drawert. Leipzig (Poetenladen) 2018.

„Im Winter kam das große Leuchten. Leonce-und-Lena-Preis 2019, Wolfgang-Weyrauch-Förderpreise 2019“. Hg. von Christian Döring, Kurt Drawert und Hanne F. Juritz. Frankfurt/M. (Brandes & Apsel) 2019. (= Literarischer März 21).

„Dresden. Die zweite Zeit. Roman“. München (Beck) 2020.

„Ich bin aus der Zeit gerutscht. Leonce-und-Lena-Preis 2021, Wolfgang-Weyrauch-Förderpreise 2021“. Hg. von Christian Döring, Kurt Drawert und Hanne F. Juritz. Frankfurt/M. (Brandes & Apsel) 2021. (= Literarischer März 22).

Elke Barker: „Und zwischen uns das Meer“. Kurze Erzählungen. Hg. von Kurt Drawert. Frankfurt/M. (Dielmann) 2022. (= Edition Darmstädter Textwerkstatt 1).

„Risse und Welt. 25 Jahre Darmstädter Textwerkstatt“. Hg. von Kurt Drawert u.a. Frankfurt/M. (Dielmann) 2023. (= Edition Darmstädter Textwerkstatt 2).

„Die große Abwesenheit. Essays, Reden, Figuren der Literatur“. Leipzig (spector books) 2023.

„Alles neigt sich zum Unverständlichen hin. Gedicht“. München (Beck) 2024.

---

## Übersetzungen

**Choi Seung-Ho:** „Autobiographie aus Eis. Gedichte“. Aus dem Koreanischen von Kyunghye Park und Kurt Drawert. Mit einem Nachwort von Kurt Drawert. Göttingen (Wallstein) 2011.

---

## Theater

„Alles ist einfach“. Uraufführung: Staatstheater Darmstadt, 14.6.1996. Regie: **Kai Braak**.

„Steinzeit. Lustspiel“. Uraufführung: Staatstheater Darmstadt, 19.6.1999. Regie: **David Bouchehri**.

„Das Gegenteil von gar nichts“. Uraufführung: Staatstheater Darmstadt, 7.11.2009. Regie: **Hermann Schein**.

---

## Rundfunk

„Still vergeht die Zeit“. Rundfunk der DDR. 1987.

„Nirgendwo tot sein, Emma, Fragment“. SachsenRadio. 1991.

„Alles ist einfach“. DeutschlandRadio Berlin / Radio Bremen. 1996.

---

## Sekundärliteratur

**Dietzel, Volker:** „Erste Revision“. In: Neue Deutsche Literatur. 1989. H.1. S.158–161. (Zu: „Inventur“).

**Engler, Jürgen:** „Kurt Drawert: ‚Zweite Inventur‘“. In: Weimarer Beiträge. 1989. H.6. S.1022–1032.

**Pulver, Elsbeth:** „Rückblende“. In: Neue Zürcher Zeitung, 9.3.1990. (Zu: „Privateigentum“).

**Schirneck, Hubert:** „Projektion einer deklinierten Welt“. In: Mittelbayerische Zeitung, 11.3.1990. (Zu: „Privateigentum“).

**Köhler, Tilo:** „Poesie der ‚schwankenden‘ Bedeutung“. In: Neues Deutschland, 31.3./1.4.1990. (Zu: „Inventur“).

**Schmitt, Hans-Jürgen:** „Die neuen Ich-Gefühle“. In: Süddeutsche Zeitung, 4.4.1990. (Zu: „Privateigentum“).

**Segebrecht, Wulf:** „Die privateigene Empfindung“. In: die tageszeitung, 10.4.1990. (Zu: „Privateigentum“).

- Hartinger, Walfried/Hartinger, Christel/Geist, Peter:** „Eine eigene Sprache finden“. Gespräch mit den Lyrikern Thomas Böhme, Kurt Drawert, Kerstin Hensel, Dieter Kerschek, Bert Papenfuß-Gorek, Kathrin Schmidt. In: Weimarer Beiträge. 1990. H.4. S.580–616.
- Winkels, Hubert:** „Leichendeutung“. In: Die Zeit, 6. 11. 1992. (Zu: „Spiegelland“).
- Schmitt, Hans-Jürgen:** „Nicht sprachlos, heimatlos“. In: Süddeutsche Zeitung, 10. 11. 1992. (Zu: „Spiegelland“).
- Steiner, Bettina:** „Recht nett, ganz besonders nett sogar“. In: Die Presse, Wien, 24. 12. 1992. (Zu: „Spiegelland“).
- Würtz, Hannes:** „Wie haben die Väter uns alle erzogen?“. In: Berliner Zeitung, 8. 1. 1993. (Zu: „Spiegelland“).
- Pulver, Elsbeth:** „Ein deutscher Monolog“. In: Neue Zürcher Zeitung, 12. 1. 1993. (Zu: „Spiegelland“).
- Stadler, Siegfried:** „Beim Aufsayewettbewerb unterm Tannenbaum“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10. 4. 1993. (Zu: „Spiegelland“).
- Geist, Peter:** „Lieb Vaterhand“. In: Neue Deutsche Literatur. 1993. H.7. S.149–152. (Zu: „Spiegelland“).
- Braun, Michael:** „Hinterm Sprachgitter“. In: Frankfurter Rundschau, 2. 7. 1993. (Zu: „Spiegelland“).
- Happel, Hans:** „Ein Fäulnisgeruch über dem Lande“. In: die tageszeitung, 2. 7. 1993. (Zu: „Haus“).
- Dworschak, Manfred:** „Jammerhaltung angenommen“. In: die tageszeitung, 8. 7. 1993. (Zu: „Haus“).
- Walther, Peter:** „Leipzig entkommen“. In: die tageszeitung, 6. 10. 1993. (Zu: „Haus“).
- Ahrends, Martin:** „Stahlharter Substanzdreck“. In: Die Zeit, 8. 10. 1993. (Zu: „Haus“).
- Schemme, Wolfgang:** „Spiegelland. Ein deutscher Monolog“. Kurt Drawerts Desillusionierung einer Illusionsrealität“. In: Deutschunterricht (Berlin). 1993. H.11. S.522–527.
- Krättli, Anton:** „Die beschädigten Jahre entsorgen“. In: Neue Zürcher Zeitung, 8. 12. 1993. (Zu: „Haus“).
- Kühlmann, Wilhelm:** „Nicht die Sünde selbst“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10. 2. 1994. (Zu: „Haus“).
- Cosentino, Christine:** „Der blinde Spiegel der Sprachnot“. In: Germanic Notes and Reviews. 1994. H.2. S.1–3. (Zu: „Spiegelland“).
- Hametner, Michael:** „Dritte Inventur“. In: Freitag, 29. 7. 1994. (Zu: „Fraktur“).
- Herzog, Andreas:** „Erinnern und erzählen“. Gespräch. In: Neue Deutsche Literatur. 1994. H.4. S.63–71.
- Bormann, Alexander von:** „Nirgendwo war ich zuhaus“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 28. 8. 1994. (Zu: „Fraktur“).

- Stapf, Detlef:** „Ich bin ein Feind von Utopien ...“. In: Nordkurier, 24.9.1994. (Zu: „Spiegelland“).
- Murath, Clemens:** „Beschädigtes Sprechen und eloquentes Schweigen. Zu Kurt Drawerts Deutschem Monolog ‚Spiegelland‘“. In: Osman Durrani u.a. (Hg.): The new Germany. Literature and society after unification. Sheffield (Sheffield Academic Press) 1995. S.380–394.
- Brielmaier, Werner:** „Nichts als Germanistenfutter. Wendetheater: Kurt Drawerts erstes Bühnenstück ‚Alles ist einfach‘“. In: Grauzone. 1995. H.5. S.18–19.
- Wochele, Rainer:** „Fallstricke und Glücksfälle“. In: Stuttgarter Zeitung, 8.11.1995. (Zu: „Revolten“).
- Donahue, Neil H.:** „Kurt Drawert, ‚Fraktur‘“. In: World Literature Today. 1996. H.1. S.131–132.
- Zwarg, Matthias:** „Sturzflug in fremdes Land“. In: Freie Presse, Chemnitz, 22.3.1996. (Zu: „Wo es war“).
- Zimmermann, Harro:** „Die finsternen Senken der Augenblicke“. In: Frankfurter Rundschau, 27.3.1996. (Zu: „Wo es war“).
- Kurzke, Hermann:** „Lauter abgeschnittene Ohren“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25.5.1996. (Zu: „Wo es war“).
- Häusser, Jörg Dieter:** „Sisyphos ist arbeitslos“. In: Darmstädter Echo, 3.6.1996. (Zu: „Wo es war“).
- dvt.: „Kurt Drawert: ‚Am Tag sind alle Katzen blau‘“. Gedichtinterpretation. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 16.6.1996.
- Wengierek, Reinhard:** „Melancholische Melange“. In: Die Welt, 18.6.1996. (Zu: „Alles ist einfach“, Uraufführung).
- Berger, Jürgen:** „Brabbelnde Stasi-Inkarnationen“. In: die tageszeitung, 19.6.1996. (Zu: „Alles ist einfach“, Uraufführung).
- Auffermann, Verena:** „Ost-westliche Krankheit“. In: Süddeutsche Zeitung, 26.6.1996. (Zu: „Alles ist einfach“, Uraufführung).
- Franke, Eckhard:** „Gerangel ums Bett“. In: Rheinische Post, 27.6.1996. Leicht erweitert auch in: Theater heute. 1996. H.8. S.53. (Zu: „Alles ist einfach“, Uraufführung).
- Magenau, Jörg:** „Betrachtungen über das Verschwinden“. In: Wochenpost, 27.6.1996. (Zu: „Alles ist einfach“, Uraufführung).
- Rothenbühler, Daniel:** „Militanz der Resignation“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 5.7.1996. (Zu: „Wo es war“).
- Dietschreit, Frank:** „Weil aus meinem Land ein Territorium wurde“. In: Märkische Allgemeine, 12.7.1996. (U.a. zu: „Wo es war“).
- Weisskopf, Traugott:** „Wacher politisch-philosophischer Geist“. In: Der Bund, Bern, 20.7.1996. (Zu: „Wo es war“).
- Pulver, Elsbeth:** „Der Freispruch des Sisyphos“. In: Neue Zürcher Zeitung, 23.7.1996. (Zu: „Wo es war“).

- Jenny-Ebeling, Charitas:** „Land der gesplitterten Bäume“. In: Der Landbote, Winterthur, 17.8.1996. (Zu: „Wo es war“).
- Michalzik, Peter:** „Wo es war, soll nichts werden“. In: Süddeutsche Zeitung, 17./18.8.1996. (Zu: „Wo es war“).
- Braun, Michael:** „Im Himmelreich der Hunde“. In: Die Zeit, 6.9.1996. (Zu: „Wo es war“).
- Stuber, Manfred:** „Sisyphos hat keinen Stein“. In: Mittelbayerische Zeitung, 7./8.9.1996. (Zu: „Wo es war“).
- Kraft, Thomas:** „Geregelt“. In: Stuttgarter Zeitung, 13.9.1996. (Zu: „Wo es war“).
- Koneffke, Jan:** „Leer-Jahre“. In: Freitag, 20.9.1996. (Zu: „Wo es war“).
- Stephan, Jakob:** „Lyrische Visite. Bei Sarah Kirsch, C.W. Aigner, ‚Kurt Drawert‘, Hans Löffler und der Pop-Fraktion“. In: Neue Rundschau. 1996. H.3. S.161–164. (Zu: „Wo es war“).
- Scheidgen, Ilka:** „Aus dem Land der gebrochenen Bäume“. In: der literat. 1996. H.10. S.23. (Zu: „Wo es war“).
- Zimmermann, Hans Dieter:** „Eine Landschaft ohne Orte“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 17.11.1996. (Zu: „Wo es war“).
- Hipp, Markus:** „Über den Umgang mit Schuld in Kurt Drawerts deutschem Monolog ‚Spiegelland‘“. In: Brüner Beiträge zur Germanistik und Nordistik. Bd.10.1996. S.69–83.
- Donahue, Neil H.:** „Kurt Drawert, ‚Wo es war‘“. In: World Literature Today. 1997. H.1. S.143.
- Rietzschel, Thomas:** „Jeden Tag eine Nachricht von Kriegen“. In: Die Presse, Wien, 14.6.1997. (Zu: „Wo es war“).
- Jopp, Carsten:** „Untersuchungen zum Spiegelmotiv in Kurt Drawerts ‚Spiegelland‘“. In: Text & Kontext. 1997. H.2. S.203–227.
- Kunert, Günter:** „Kein brauchbares Land“. In: Frankfurter Anthologie. Bd.20. Frankfurt/M. (Insel) 1997. (Zu dem Gedicht: „... zum deutschen Liedgut“).
- Emmerich, Wolfgang:** „Warten, wertlos: Zu Kurt Drawerts Gedicht ‚Zustandsbeschreibung‘“. In: Walter Hink (Hg.): Gedichte und Interpretationen. Bd.7. Stuttgart (Reclam) 1997. (=Reclam Universal-Bibliothek 9632). S.107–115.
- Garbe, Joachim:** „Hanns-Josef Ortheil und Kurt Drawert: Abschied von den Vätern“. In: Hans-Jörg Knobloch / Helmut Koopmann (Hg.): Deutschsprachige Gegenwartsliteratur. Tübingen (Staufenburg) 1997. S.167–180.
- Raddatz, Fritz J.:** „Was war sie wert, meine Anwesenheit in einer Welt, die dekliniert war“. Laudatio. In: Internationales Uwe-Johnson-Forum. Bd.6. 1997. S.161–166.
- Jopp, Carsten:** „Spiegelbild der Unentrinnbarkeit. Kurt Drawerts ‚Spiegelland‘. Ein deutscher Monolog“. Bergen (Universität Bergen) 1998.
- Serke, Jürgen:** „Kurt Drawert: ‚Wohnen in westlichen Worten‘“. In: ders.: Zu Hause im Exil. München, Zürich (Piper) 1998. S.379–403.

- Knobloch, Hans-Jörg:** „Von Tätern und Opfern. Eine neue Runde in der Bewältigung der nationalsozialistischen Vergangenheit“. In: Acta Germanica. Frankfurt/M. Bd.26. 1998/1999. S.107–115.
- Cosentino, Christine:** „Ich komme nirgendwo her ... / Wie es weitergeht weiss ich nicht: Ortwechsel und Nirgendwo in Kurt Drawers Lyrikband ‚Wo es war‘“. In: Neophilologus. 1999. H.1. S.121–131.
- Fuhrig, Dirk:** „Kopfsprung in die Kacheln“. In: Frankfurter Rundschau, 17.6.1999. (Zu: „Steinzeit“, Uraufführung).
- Diehl, Siegfried:** „Viel Lärm am Pool“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.6.1999. (Zu: „Steinzeit“, Uraufführung).
- Franke, Eckhard:** „Alles morsch, überall ist der Wurm drin“. In: Saarbrücker Zeitung, 22.6.1999. (Zu: „Steinzeit“, Uraufführung).
- Auffermann, Verena:** „Katastrophe am Pool“. In: Süddeutsche Zeitung, 3./4.7.1999. (Zu: „Steinzeit“, Uraufführung).
- Franke, Eckhard:** „Omi, der faulige Körper Europas“. In: Theater heute. 1999. H.8/9. S.68–69. (Zu: „Steinzeit“, Uraufführung).
- Raddatz, Fritz J.:** „Kurt Drawert, ‚Steinzeit‘“. In: Die Zeit, 13.1.2000.
- Zingg, Martin:** „Aus den Fugen geraten“. In: Neue Zürcher Zeitung, 29.3.2000. (Zu: „Steinzeit“).
- tw.: „Zitronenlimonade“. In: Berliner Zeitung, 28./29.4.2001. (Zu: „Rückseiten“).
- Hansen, Hannes:** „Auf zu den Jägern des Dollars“. In: Saarbrücker Zeitung, 16.5.2001. (Zu: „Reisen“).
- Denner, Iris:** „Die Orte der Kränkung aufsuchen“. In: Neue Zürcher Zeitung, 31.5.2001. (Zu: „Rückseiten“, „Nacht. Fabriken“, „Reisen“).
- Breckner, Johannes:** „Verteidigung der Langsamkeit“. Gespräch. In: Darmstädter Echo, 9.6.2001. (Zu: „Rückseiten“, „Reisen“, „Nacht. Fabriken“).
- Helbig, Axel:** „Der lyrische Text ist ein Generator“. Interview. In: Ostragehege. 2001. H.4. S.13–16.
- Heise, Ulf:** „Der Anfang vom Abgesang“. In: Freie Presse, Chemnitz, 15.3.2002. (Zu: „Frühjahrskollektion“).
- Geist, Peter:** „Überschüsse, Symptome, Mythen“. In: Freitag, 22.3.2002. (U.a. zu: „Frühjahrskollektion“).
- Hinck, Walter:** „Die Zeitzone abwärts“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.3.2002. (Zu: „Frühjahrskollektion“).
- Denner, Iris:** „Höhenflug ermüdet Vögel“. In: Neue Zürcher Zeitung, 30.4.2002. (Zu: „Frühjahrskollektion“).
- Deppert, Fritz:** „Was bleibt zwischen den Zeilen“. In: Darmstädter Echo, 6.5.2002. (Zu: „Frühjahrskollektion“).
- Braun, Michael:** „Der Augenblick des Begehrens“. In: Freitag, 24.5.2002. (Zu dem Gedicht: „Kontakte“).
- Jansen, Hans:** „Und der Himmel brach ...“. In: Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 22.6.2002. (Zu dem Gedicht: „Wie für die Ewigkeit“).

- Opitz, Michael:** „Der harte Stoff Wirklichkeit“. In: Neues Deutschland, 8. 7. 2002. (Zu: „Frühjahrskollektion“).
- Langer, Christine:** „Was sich hinter den Wänden verbirgt“. In: Südwestpresse, 9. 11. 2002. (Zu dem Gedicht: „Nachbarschaften“).
- Räkel, Hans-Herbert:** „Zieht euch warm an!“. In: Süddeutsche Zeitung, 25. 11. 2002. (Zu: „Frühjahrskollektion“).
- Kiefer, Sebastian:** „Kurt Drawert: ‚Frühjahrskollektion‘“. In: Wespennest. 2002. H.129. S.101–104.
- Hückstädt, Hauke:** „Den Farbfilm vergessen“. In: Frankfurter Rundschau, 25. 6. 2003. (Zu: „Frühjahrskollektion“).
- Sartorius, Joachim:** „Von der Erstschrift der Seele“. In: Frankfurter Anthologie. Bd.26. Frankfurt/M. (Insel) 2003. S.206–208. (Zu dem Gedicht: „Mit Heine“).
- Bielefeld, Claus-Ulrich:** „Realismus für Irre“. In: Literarische Welt, 20. 9. 2008. (Zu: „Schatten“).
- Magenau, Jörg:** „Im neunten Schulbezirk“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 19. 10. 2008. (Zu: „Schatten“).
- Moser, Samuel:** „Tränenloses Weinen“. In: Neue Zürcher Zeitung, 20./21. 12. 2008. (Zu: „Schatten“).
- Thuswaldner, Anton:** „Sprache als Widerstand“. In: Die Furche, Wien, 9. 1. 2009. (Zu: „Schatten“).
- Ärgerstein, Henriette:** „Kaspar Hauser der DDR“. In: Rheinischer Merkur, 29. 1. 2009. (Zu: „Schatten“).
- Albath, Maïke:** „Das infernalische Land“. In: Süddeutsche Zeitung, 30. 1. 2009. (Zu: „Schatten“).
- Schlösser, Christian:** „Uwe Tellkamp: Der Turm, Kurt Drawert: Ich hielt meinen Schatten für einen anderen und grüßte“. (Rezension). In: Deutsche Bücher. 2009. H. 1. S.29–40.
- Reinacher, Pia:** „In einer Strafkolonie namens DDR“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23. 3. 2009. (Zu: „Schatten“).
- Irmer, Thomas:** „Mit Beckett an die Geschichte“. In: Neues Deutschland, 17. 11. 2009. (Zu: „Das Gegenteil von gar nichts“).
- Grant, Colin B.:** „Without a name. Kurt Drawert and the dislocated self“. In: Dislocation and reorientation. Exile, division and the end of communism in German culture and politics. Hg. von Axel Goodbody. Amsterdam u.a. (Rodopi) 2009. (= German monitor 71). S.291–302.
- Jessen, Jens:** „Laudatio auf Kurt Drawert und Adolf Endler aus Anlaß ihrer gemeinsamen Ehrung durch den Rainer-Malkowski-Preis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste“. In: Jahrbuch der Bayerische Akademie der Schönen Künste. Bd.23 (2009). Göttingen (Wallstein) 2010. S.157–166.
- Kurpanik-Malinowska, Gizela:** „Die Dichtung von Kurt Drawert als eine ständige Abrechnung mit der Epoche des Totalitarismus“. In: Ostravská Univerzita/ Filozofická Fakulta. 2010. (= Studia Germanistica 7). S.31–38.
- Raddatz, Fritz J.:** „Die Dinge verschwinden“. In: Literarische Welt, 12. 3. 2011. (Zu: „Idylle, rückwärts“).



**Greiner, Ulrich:** „Vollendete Zukunft“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.5.2011. (Zu dem Gedicht: „Tagebuch“).

Als.: „Der Defekt der Lyrik“. In: Neue Zürcher Zeitung, 1.9.2011. (Zu: „Idylle, rückwärts“).

**Porombka, Wiebke:** „Hand auf den Herzschmerz“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.10.2011. (Zu: „Idylle, rückwärts“).

**Schmid, Walter Fabian:** „Es gibt keine geschichtslose Zeit“. Gespräch. Poet. 2011. H.11. S.216–230.

**u.s.:** „Was Schreiben ist“. In: Wiener Zeitung, 15.12.2012. (Zu: „Schreiben“).

**Räkel, Hans-Herbert:** „Was war das für ein Land, dem wir entkamen?“ In: Süddeutsche Zeitung, 7./8.1.2012. (Zu: „Idylle, rückwärts“).

**Schulz, Tom:** „Ich muss das noch einmal sagen. Kurt Drawerts Gedichte aus drei Jahrzehnten“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 5.2.2012. (Zu: „Idylle, rückwärts“).

**Görner, Rüdiger:** „Vom Kommen kälterer Tage“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3.3.2012. (Zu dem Gedicht: „Wintergedicht“).

**Hage, Volker:** „Wenn die Hand zögert“. In: Der Spiegel, 7.1.2013. (Zu: „Schreiben“).

**Braun, Michael:** „Entrissenes Alphabet“. In: Neue Zürcher Zeitung, 12.3.2013. (Zu: „Schreiben“).

**Ghilarducci, Manuel:** „Symbolische Gewalt‘ in der deutschen und russischen Literatur nach dem Zusammenbruch der DDR und der UdSSR am Beispiel von Kurt Drawert, Gert Neumann und Vladimir Sorokin“. In: Spannungsfelder: Literatur und Gewalt. Tagungsband des 3. Studierendenkongresses der Komparatistik. Hg. von Thomas Erthel u.a. Frankfurt/M. (Lang) 2013. S.171–185.

**Ostheimer, Michael:** „Ungebetene Hinterlassenschaften. Zur literarischen Imagination über das familiäre Nachleben des Nationalsozialismus“. Göttingen (V&R unipress) 2013. (= Palaestra 338). (V.a. das Kap. 4.3 „Kurt Drawert: Spiegelland. Ein deutscher Monolog“).

**Ribatti, Nicola:** „Al di là dello specchio. Bild- e Sprachkritik in ‚Spiegelland‘ di Kurt Drawert“. In: Links. Rivista di letteratura e cultura tedesca. Bd.14. Pisa (Serra) 2014. S.77–86.

**Drawert, Kurt:** „So lese ich jetzt, was ich nicht wusste, als ich es schrieb“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.2.2015. (Zu dem Gedicht: „Matrix America“).

**Egger, Sabine:** „The East‘ as a transit space in the new Europe? Transnational train journeys in prose poems by Kurt Drawert, Lutz Seiler and Ilma Rakusa“. In: German Life & Letters. 2015. H.2. S.245–267.

**Tröger, Beate:** „Schon wieder von der Geschichte betrogen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.2.2016. (Zu: „Was es gewesen sein wird“, „Spiegelland“).

**Braun, Michael:** „In Rufweite zum Schweigen“. In: Neue Zürcher Zeitung, 15.4.2016. (Zu: „Was es gewesen sein wird“, „Spiegelland“).

**Weber, Martina:** „Kurt Drawert im Gespräch“. In: Poet. Literaturmagazin. Bd.20. Leipzig (Poetenladen) 2016. S.196–209.

**Geisler, Eberhard:** „Der Nichtigkeit entgeht keiner“. In: Die Zeit, 19. 1. 2016. (Zu: „Der Körper meiner Zeit“).

**Geist, Peter:** „Laudatio auf Kurt Drawert anlässlich der Verleihung des Lessing-Preises des Freistaates Sachsen 2017 (Auszüge)“. In: Angezettelt. Informationsblatt des Sächsischen Literaturrates e.V. Leipzig (Sächsischer Literaturrat) 2017. H.2. S.3.

**Schneider, Wolfgang:** „Tief im Holunder verrottet der Plunder“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20. 4. 2017. (Zu: „Der Körper meiner Zeit“).

**Geist, Peter** (Hg.): „Kurt Drawert“. In: TEXT+KRITIK. 2017. H.213. (Mit Beiträgen von Peter Benz, Michael Braun, Stephen Brockmann, Paul-Henri Campbell, Christian Döring, Kurt Drawert, Peter Geist, Axel Helbig, Kerstin Hensel, Martin Hielscher, Jürgen Israel, Jan Koneffke, Stephan Krause, Thomas Irmer, Michael Opitz, Fritz J. Raddatz und Joachim Sartorius).

**Hübner, Uwe:** „Soll und Haben“. In: Wespennest. 2018. H.172. S.102–106. (Zu: „Der Körper meiner Zeit“).

**Kahlefendt, Nils:** „Die Maschine arbeitet immer noch“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3. 9. 2020. (Zu: „Dresden“).

**Magenau, Jörg:** „Rückkehr in die Fremde“. In: Süddeutsche Zeitung, 8. 9. 2020. (Zu: „Dresden“).

**Norkowska, Katarzyna:** „Autobiographisches Schreiben nach 1989. Generationelle Verortung in Texten ostdeutscher Autorinnen und Autoren“. Berlin, Boston (De Gruyter) 2021. (U. a. zu: „Spiegelland“).

**apl. (= Andreas Platthaus):** „Wider den Mangel“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6. 12. 2023. (Zu: „Die große Abwesenheit“).

**Hayer, Björn:** „Komplett vorbei und rückwärts hoch“. In: Frankfurter Rundschau, 22. 2. 2024. (Zu: „Alles neigt sich“).

**Drees, Jan:** „Kurt Drawert: ‚alles neigt sich...‘“. Gespräch mit Maren Jäger und Christian Metz. In: Deutschlandfunk, Büchermarkt, 27. 2. 2024.

**Overath, Angelika:** „Weiß das einer von den Engeln?“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7. 3. 2024. (Zu: „Alles neigt sich“).

---

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 01.05.2024

Quellenangabe: Eintrag "Kurt Drawert" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur  
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000664>  
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 11.10.2024)